

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 46

Artikel: Die Siebzehnjährigen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645513>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Söldner zwischen Libau, Mittau und Schaulen unter seinem Befehl versammelt hatte, plötzlich erklärte, die Unabhängigkeit der Ostseeländer nicht anzuerkennen, da sie schon einen Vorfrieden mit Lenin geschlossen hätten, und gestützt darauf die von Letten und Esten gehaltene Dünalinie stürmend angriff. Judenitsch erklärte Vermont als einen Verräter. Aber diese platonische Erklärung ist bloß der Anfang einer Entwicklung, die England fürchtet. Es landet schleunigst Matrosen in Dünamünde. Nunmehr, nachdem Judenitsch vor Petersburg zum zweitenmal scheiterte, wechselt England den Standpunkt. Es nimmt die Verhandlungen mit Lenin wieder auf; er könnte an Lianosjows Stelle zum Kern des föderalistischen Ostens werden.

Die Siebzehnjährigen.*)

Marius Rouge — maison de blanc — lingerie — broderies — stand auf der Visitenkarte, die mir auf die Studierstube gebracht wurde. Es hatte eben neun Uhr vom Kirchturm geschlagen und war Samstagabend; ich hatte mir einen bequemen Stuhl an die Lampe gerückt und wollte noch etwas lesen, etwas Feines und Stilles, worin die Woche ausklingen sollte. Unter diesen Umständen wird es mir niemand verargen, daß ich mich entschieden weigerte, den späten Besucher zu empfangen. Ich bin ein geduldiger Mensch und kann viel ertragen; aber daß ein mir ganz unbekannter Herr Rouge mir zu dieser Zeit noch Weißzeug verkaufen wollte, dünkte mich denn doch ein bißchen stark.

Damit war aber die Sache nicht erledigt: gleichsam als Parlamentärin erschien das Dienstmädchen zum zweitenmal: Herr Rouge komme nicht in Geschäften, sondern in Familienangelegenheiten und bitte dringend um eine Unterredung. Das war etwas anderes; da durfte ich mich nicht weigern. Und bald sollte ich sehen, daß in Gestalt der aufdringlichen weißen Karte sich mir des Lebens tausendfältige Not hatte in Erinnerung bringen wollen, wie es ihre Art ist, ohne nach Stunde oder Willkomm zu fragen, und daß mir der liebe Gott etwas Ernstes zu tun geben wollte. Mit den üblichen Entschuldigungen hatte sich der Fremde eingeführt, brach aber, wie aus starker Bewegung oder Aufregung heraus, plötzlich ab und sagte mit ganz anderer Stimme: „Ich komme zu ihnen, weil ich mir nicht mehr zu helfen weiß. Ich habe einen Sohn, siebzehn Jahre alt . . .“

Das übrige konnte ich mir eigentlich denken, bevor er weiterredete. Hatte nicht auf dem gleichen Stuhl, auf dem der welsche Herr Blaz genommen hatte, vor drei Wochen der Schreiner Wälti gesessen, und im Januar der reiche Herr Käber aus Basel, und hatten sich auch nicht mehr zu helfen gewußt mit ihren Siebzehnjährigen. Woraus also zu schließen wäre, daß das ein besonders kritisches Alter sei. Warum eigentlich? Ist es nicht das herrlichste Alter, da einem Buben die Augen anfangen aufzugehen für den Reichtum des Lebens, und er beginnt zu denken und den Vater allerlei zu fragen: Vater, was ist's mit dem und jenem, und wie ist's früher gewesen? „Ich habe einen siebzehnjährigen Jungen,“ das sollte ja ein Vater mit Stolz sagen, und die Augen sollten ihm dabei leuchten! Und statt dessen kommen diese Väter und seufzen und erzählen böse Geschichten!

Solche Gedanken gingen mir in aller Geschwindigkeit durch den Kopf, als mir Herr Rouge sein Leid zu klagen begann. Also sein Henri war mit vier Geschwistern aufgewachsen und man hatte nichts Besonderes an ihm bemerkt. Die Schule hatte ihm ordentliche Zeugnisse gegeben. Dann war er letzte Ostern konfirmiert worden.

Hier unterbrach ich den Erzähler.

*) Mit Erlaubnis des Verfassers abgedruckt aus dem „Zwingli-Kalender 1919“, Verlag von Beer & Cie., Zürich.

„Wissen Sie, ob der Konfirmandenunterricht Ihrem Jungen Eindruck oder Freude gemacht hat?“

„Das könnte ich nicht sagen; er hat nie darüber gesprochen.“

„Erinnern Sie sich vielleicht an den Denkspruch, den er bei der Konfirmation bekam?“

Nein, den wußte er auch nicht. Natürlich nicht. Wie sollte er ihn wissen? Wie sollte es einem Vater in den Sinn kommen, mit dem Unterweisungsschüler, der an seinem Tische sitzt, über den Unterricht zu reden, etwa zu fragen, nach was für einem Büchlein der Pfarrer ihn unterweise und was er über das und jenes gesagt habe.

Vielleicht hatte der Herr das Gefühl, daß er mit diesen zwei Fragen ein Examen schlecht bestanden habe; denn es klang wie eine Entschuldigung, als er sagte: „Ich bin Geschäftsmann. Sie glauben nicht, was ein solches Geschäft zu tun gibt. Der Einkauf der Stoffe, die verwöhnte Kundschaft . . . Tag und Nacht hat man den Kopf voll davon.“

„Da kamen Sie wohl wenig dazu, mit Henri zu reden?“

„Ueber geschäftliche Dinge wohl. Denn ich nahm ihn gleich nach der Konfirmation ins Geschäft — lingerie, broderie, Monsieur — er kam als Lehrling ins Bureau. Ich hoffte, recht bald eine Hilfe an ihm zu haben, und da er mein Nettester ist, sollte er später das Geschäft übernehmen.“

„Und jetzt?“

„Und jetzt fürchte ich, daß er mir noch ins Zuchthaus kommt.“

Mein sonst so stattlicher und eleganter Besucher sah in diesem Augenblick so hilflos und zusammengesunken aus, daß er mir von ganzem Herzen leid tat.

Urpöblich hatten die Eltern die fürchterliche Entdeckung gemacht, daß sie einen mizratenen Sohn hatten. Nachdem niemandem vorher etwas aufgefallen war, kamen durch einen Zufall Schlag auf Schlag Henris Teufeleien an den Tag: nächtliche Streifzüge mit schlechten Kameraden und in schlechten Kneipen, unter falschem Namen gemachte Schulden, Diebstähle im väterlichen Geschäft, um mit den verkauften Sachen die Schulden zu decken, Unterschlagung eines ein-kassierten Betrages. Ein förmlisches Doppelleben hatte der Junge geführt, tagsüber im Bureau, korrekt, wenn auch manchmal etwas schläfrig, das eine, nachts und an Sonntagen das andere, unheimliche, mit raffinierter Schlaueit verdeckte.

Ein Fremder, ein Apache, schaute plötzlich aus den Zügen des Kindes die entsetzten Eltern an; sie hatten die Empfindung, daß es gar nicht mehr ihnen gehöre, wie wenn eine unbekannte und unheimliche Macht ihre Hand über den Sohn gelegt hätte.

„Und seitdem,“ fuhr Herr Rouge fort, „ist unser Haus zur Hölle geworden.“

Ja, so sagte er. Einen unablässigen Kampf hatten seitdem die Eltern mit dem Jungen geführt, mit Vorwürfen und Tränen, Drohungen und Bitten, und hatten nach einer gewissen Zeit sehen müssen, daß sie zu spät kamen: Des Vaters Drohungen, wie die laute Verzweiflung der Mutter schienen ihm überhaupt keinen Eindruck zu machen. Zwei haßerfüllte Gegner lebten Vater und Sohn nebeneinander; bei Tische schauten die jüngeren Geschwister mit heimlichem Entsetzen auf den mizratenen Bruder, und die Luft war so schwül, daß der geringste Anlaß ein Gewitter auslöste; dabei kam es zu Auftritten, die an ein Irrenhaus erinnerten; mit den Fäusten schlug der zornesbleiche Vater auf den Jungen ein, laut schrie die Mutter, während Henri mit verbissenem Gesicht alles über sich ergehen ließ oder mit einem höhnischen Lächeln die Schläge quitierte.

„Wie ist dem Burschen eine Träne in die Augen gekommen, so verstockt ist er, und wenn er uns tot im Sarge sähe, dem würde kein Auge naß.“

„Haben Sie auch einmal gütig mit ihm gesprochen?“

„Die Mutter wohl. Ich nicht. Ich war wohl auch zu wenig ruhig dazu. Wenn ich den Burschen nur sah, regte ich mich auf. Ich muß allerdings sagen, daß ich ein wenig nervös bin.“

Das hätte mir der Herr freilich nicht zu sagen gebraucht; ich hatte es längst gesehen.

„Und dann mein Herr, ich bin ein Geschäftsmann; unsere Firma ist überall gut angesehen. Wenn ein junger Mann stiehlt und betrügt, so kenne ich keine Güte mehr, nur noch Verachtung und strenge Zucht. Ich hoffte umsonst, daß mein Sohn sich dieser Zucht beugen werde. Heute morgen nun, als wieder eine dieser fürchterlichen Szenen meine Frau fast zur Verzweiflung brachte, befahl ich dem Jungen, sich auf zwei Uhr zur Abreise bereit zu halten. Mein Herr, wir sind nun sechs Stunden in der Eisenbahn einander gegenüber gesessen und haben nicht ein einziges Wort miteinander gesprochen.“

„Ja, aber wo haben Sie denn jetzt den Jungen?“

„Wir haben hier entfernte Verwandte, zu denen hab' ich ihn vorläufig gebracht. Und nun sagen Sie mir, was ich mit meinem Sohn machen soll; helfen Sie mir!“

Und bei diesen Worten sah mich der unglückliche Vater erwartungsvoll an, als ob ich nur ein Zauberwort zu sprechen hätte, um alles aufs beste zu erledigen, oder wie wenn ich ein Universalmittel für ungeratene Siebzehnjährige hätte und nur das Rezept zu schreiben brauchte.

(Schluß folgt.)

Der Bär auf gemeinschaftliche Kosten.*)

Vor Anno Olim hielten sie
Im Kanton Bern 'nen Bären
Und ließen dieses brave Vieh
Sich aus dem Schätze nähren.
Sagt an, ihr lieben Berner gut,
Was eigentlich der Bär nun tut?
Könnt ihr mir das erklären? —

„Erklären? Nun, was soll er tun?
Den Trog, den frißt er leere,
Weiß gravitatisch dann zu ruhn,
Nimmt täglich zu an Schwere,
Voll Gravität ist sein Gebumm —
Was fragt ihr lange noch? Kurzum:
Es ist halt unser Bäre.“ —

Ihr lieben Berner, sagt mir an,
Wozu ihr ihn tut halten? —
„Wozu? Ihr seid ein dummer Mann:
Es hielten ihn die Alten.
Verloren sind wir, stirbt er aus.“ —
Wieso? — „Seht schweigt! Eh zum Garaus
Wir Euch den Schädel spalten.“ —

Was ist da draußen für ein Lärm
Und Kopfszusammenstecken?
Von alten Weibern ein Geschwärm,

*) Anmerkung der Redaktion. Der preussische Dichter Friedrich von Sallet (1812—1843), aus der Zeit der politischen Dichter, glaubte — zu jener Zeit nicht ganz mit Unrecht —, daß der Kanton Bern eine Art Reservation für politisches Schildebürgertum darstelle. Freilich ein bißchen zu dumm stellt er sich die damaligen Berner doch vor. Sie waren punkto Bärenzucht doch schon durch jahrhundertelange Uebung so gewöhnt, daß sie das Wohl und Gedeihen des Bärengrabens nicht von einem einzigen Exemplare abhängig werden ließen. Das Versgeschichtchen von Sallets entbehrt aber nicht eines gewissen zeitgeschichtlichen Wertes, und weil kein Berner heute sich mehr aufregen wird über das Schiefe der Darstellung, so ziehen wir es gerne der Wertwürdigkeit wegen ans Tageslicht.

Bei alt und jung ein Schrecken?
Gibt's Hunger, Krieg, Mord, Pestilenz?
Ach nein, ach nein! Wie schreit's und rennt's!
„Der Bär, der — ist gestorben.“

„So plötzlich kam der Todesfall,
Kein neuer ist zu haben.
Nun mag nur gleich mit Fall und Knall
Uns das Gebirg begraben!
O Kanton Bern, mit dir ist's aus!
Fangt einen neuen ein! Hinaus
Ihr wadern Jägerknaben!“

Wohl jagen sie durch Berg und Schlucht
Und finden keinen Bären.
Doch wunderbar! Es schwillt die Frucht,
Schwer wiegen sich die Wehren.
Und alles reißt so segensvoll,
Will um den Jammer, der da scholl,
Sich ganz und gar nicht scheeren.

Die Jäger jagen immerdar,
Bis daß die Sonne sinket.
„Nun seh doch eins! Wie wunderbar!
Der alte Mond noch blinket,
Als ob nichts vorgefallen wär,
So harmlos lugt der Sternlein Heer
Und freundlich niederwinket.“

Die matten Jäger springen auf
Und wollen weiter jagen.
„Ei seht! Die Sonne geht ja auf
Und ist noch nicht zerschlagen.
Sie sah den toten Bären doch —
Sie geht noch auf, die Welt steht noch —
Sprecht! Was soll eins nun sagen?“

„So wolln wir“, sprach da Land und Stadt,
„Nichts mehr vom Bären wissen.
Er fraß von unserm Geld sich satt
Und hätt uns schier zerrissen.
Wir mußten ihm die Kraun behaun;
Und ohne ihn auch blühn die Mun.
Es wird ihn keins vermissen.“

Friedrich von Sallet.

Viel Köpf, viel Sinn.

In einem Dorfe begehrt die Bauern von ihrem Pfarrer, daß er ihnen einen Regen von Gott zuwege bringen sollte, weil er ihnen in der Predigt gesagt, daß der Glaube alles vermöge. Er gab ihnen zur Antwort: Er sei ein Pfarrer für alle und nicht für etliche allein; sie sollten deswegen zusammenkommen. Als dies geschah, fragte er einen jeden insbesondere, was er für ein Wetter begehre. Da beehrte einer Regen, der andere schön Wetter, ein dritter halb Sonnenschein, halb Regen, und ein vierter, der nichts im Hause und wenig im Felde hatte, sagte aus Verdrub: er wolle gar kein Wetter. Da antwortete der Pfarrer: „Da ihr unter euch wegen des Wetters nicht eins werden könnt, so kann ich euch von Gott auch nichts zuwege bringen.“ — Es heißt wahr im Sprichwort: „So viel Köpf, so viel Sinn; und: Wer's allen recht machen will, macht's keinem recht; und: Selbst unser Herrgott kann's nicht allen Menschen recht machen.“

(Aus dem „Marrenbaum“.)